Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bomben auf Araberdörfer. Da nicht anzunehmen ist, daß Frauen, Kinder und Greise vorher gewarnt werden, so nehmen die Engländer ihren Tod in Kauf, sie handeln also mit dem berühmten dolus eventualis.

Und das Betrüblichste ist eigentlich, daß man gar nicht daran denken darf, was aus der Welt geschieht, wenn einmal die englische Weltmacht im Innersten erschüttert wäre. Man muß also jene Gewalttätigkeiten moralisch auch mit in Kauf nehmen, da sie nun einmal zur Aufrechterhaltung einer Weltmacht nötig sind. Gut, aber dann nicht zweierlei Maß angelegt, wenn es sich um „Andere" handelt.

Gd. Bn.

Bücher Rundschau

Schweizerische Politik und Geschichte

Das Neutralitätsproblem.

Max Heri: Die Neutralität der Schweiz in der Zeit des Dreibundes. Eine Beleuchtung historischer diplomatischer Dokumente. Verlag Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig. 1937. 122 S.

Eine wertvolle Schrift zur Geschichte der schweizerischen Neutralität. Da die große, zweibändige Darstellung der schweizerischen Neutralitätspolitik, von Paul Schweizer, ungefähr beim deutsch-französischen Krieg von 1870/71 Halt macht, schließt sich Heri's Studie, die sich in der Hauptsache über die Zeit von den 70er Jahren bis zum Ausbruch des Weltkrieges erstreckt, als aufschlußreiche Ergänzung an. Man erkennt auch hier wieder, wie im Laufe der Jahre und immer wieder der Versuch gemacht worden ist, die Schweiz in die Mächtekombinationen oder in die Aufmarschpläne der Großstaaten hineinzuziehen und wie diese Versuche stetsfort am festen und unantastbaren Eckstein der eidgenössischen Außenpolitik, dem Grundsatz unbeugsamer Neutralität, gescheitert sind. Der Leser kann sich selbst ein Urteil bilden, ob wir je hätten hoffen können, durch alle diese Verstrickungen hindurch unsern sichern Weg zu finden, wenn wir uns dem wandelbaren Irrlicht einer differentiellen Neutralität oder, gemäß der vorletzten Formel unserer offiziellen Außenpolitik, dem Grundsatz der Neutralität von Fall zu Fall, anvertraut hätten; auch unsere offiziöse Presse, die noch bis vor kurzem das Loblied einer dynamischen, evolutionären oder labilen Neutralität sang, dürfte nun, nachdem ja der Bundesrat selbst den Kurs wieder auf die altbewährte uneingeschränkte Neutralität eingestellt hat, mit einigem Vorteil aus Heri's geschichtlicher Darstellung schöpfen, um der Öffentlichkeit den Wert des wieder neu zu Ehren erhobenen Grundsatzes am einleuchtenden Beispiel der Geschichte vor Augen zu führen.

Wohl mag Herr Paul-Boncour, Frankreichs Hauptvertreter im Völkerbund, die Schweiz davor warnen, den Nutzen der uneingeschränkten Neutralität nicht zu überschätzen, indem er uns auf Belgien hinweist, dessen garantierte Neutralität doch nicht vermocht habe, das Land vor dem feindlichen Einfall zu bewahren. Doch darf man daran erinnern — und dies geht namentlich auch aus den Ausführungen und Zitaten Heri's über die Vorgänge bei der Algeciras-Konferenz von 1906 hervor —, daß die belgische Neutralität in den Augen der Großmächte schon in den Vorkriegsjahren nicht eine gleich hohe Einschätzung genoß wie die schweizerische. Und schließlich wissen wir doch, daß die Schweiz, dank ihrer Neutralität, unversehrt durch die schweren Gefahren des Weltkrieges hindurchgekommen ist; diese Tatsache allein dürfte genügen, um die wohlgemeinten Warnungen des Herrn Paul-Boncour einigermaßen verblassen zu lassen. Welchen Wert die Neutralität der Schweiz nicht nur für uns selbst, sondern gerade auch für Herrn Paul-Boncours Vaterland hat, das zeigt die folgende von Heri (S. 23) zitierte Stelle aus einer Denkschrift des ersten Moltke von 1887:

„Gerade die neutrale Schweiz gewährt Frankreich Vorteil, indem sie die Operationssphären der verbündeten (deutschen und italienischen) Armeen trennt, ihr unmittelbares Zusammenwirken zunächst ausschließt, und da die Schweiz völlig entschlossen und gerüstet ist, diese Neutralität zu verteidigen, so ist die Mißachtung derselben, von welcher Seite es sei, unwahrscheinlich."

Heute, wo das politische und wohl auch das militärische Einvernehmen zwischen Berlin und Rom möglicherweise noch lebhafter ist als je in den Zeiten des Dreibundes, wird man in Genf und westwärts davon diese Ansicht des alten Feldherrn wieder beherzigen dürfen.

Besonderes Interesse verdienen die von Heri aktenmäßig geschilderten Umstände, die erkennen lassen, welche Rolle unser Land in den Plänen des italienischen Generalstabs während der kurzen Blütezeit des Dreibundes spielte, und dann wiederum die bekannte Episode, die sich an den Namen des englischen Militärattachés Delmé-Radcliffe mit seinen ebenso alarmierenden wie grundlosen Sensationsmeldungen knüpft; der Leser der Monatshefte kennt diese Dinge bereits aus den in den Jahren 1925 und 1933 veröffentlichten aufschlußreichen Aufsätzen von Hektor Ammann.

Heri's zusammenfassende Darstellung, die sich gut liest und strenge Sachlichkeit wahrt, wird für den, der sich mit der schweizerischen Außenpolitik befaßt, eine Quelle wertvollen Wissens sein. Andreas von Sprecher.

Schweizergeschichte.

E. Fischer: Illustrierte Schweizer Geschichte, von den Anfängen bis zur Gegenwart. Verlag Alfred Meili, Schaffhausen.

Wenn ein Werk allgemeinen Inhalts auf dem Büchermarkte erscheint, so drängt sich unwillkürlich der Vergleich einerseits mit den unmittelbar vorangehenden Veröffentlichungen über den gleichen Gegenstand auf, anderseits aber auch mit frühern Schöpfungen, die dem Buche in der Anlage ungefähr entsprechen und offenbar ersetzt werden sollen. Unterwerfen wir nun Fischers Illustrierte Schweizergeschichte einer solchen doppelten Prüfung, so sehen wir, daß ihr die beiden je zweibändigen, eben zum Abschluß gelangten Fachwerke von Gagliardi und Nabholz-v. Muralt-Feller-Bonjour an eingehenden Vorstudien unbedingt überlegen sind. Mit Gagliardis Werk hat Fischers Buch den Vorteil des einheitlichen Stils, die charaktervolle, persönliche Durchdringung unserer Geschichte und die vorwiegend zeitgenössische Bebilderung gemeinsam; der Arbeitsgemeinschaft der vier Hochschullehrer steht Fischer durch den weitgehenden Einbezug wirtschaftlicher Erwägungen und die sehr übersichtliche Aufteilung des Stoffes nahe. Von beiden Fachwerken unterscheidet sich unser Buch durch seine Handlichkeit, die einfachere Problemstellung, kurz durch die Tatsache, daß sein Verfasser eher um des Lesers als um des Stoffes willen schrieb. Wir müssen wohl auf das Lehrbuch von Oechsli zurückgreifen, um eine so faßlich geschriebene Schweizergeschichte eines zünftigen Historikers zu entdecken. Während aber Oechsli ein ausgesprochenes Lesebuch schuf und die geschichtliche Fabel bei den besten Stellen auf die Höhe monumentaler Epik führt, also vor allem die Handlung meistert, ist es Fischer eher um die Schilderung der Zustände zu tun; daher ist es als Nachschlagewerk unbedingt dienlicher. Es richtet sich denn auch eher an den Erwachsenen als an den Heranwachsenden, ist obendrein als Schulbuch leider zu teuer, wie Oechslis Bände übrigens auch.

Von einem andern Gesichtspunkte aus beurteilt, ist indessen Fischers Werk schlechterdings ohne Vorläufer. Noch in keinem Werke von diesem Ausmaße sahen wir eine derart glückliche Verschmelzung von wirtschaftlicher und politischer Geschichte. Nennen wir daher ruhig dieses Buch die moderne, unsere Schweizergeschichte, ist doch unsere Politik zu drei Vierteln Wirtschaftsgeschichte der Gegenwart. Was sollten wir uns nicht einmal Rechenschaft über die Vergangenheit nach den Blicklinien der Gegenwart geben? Jede Zeit muß ja ihre Geschichte neu schreiben, jedes Schweizergeschlecht die Kunde seiner Herkunft und seines Lebensraumes neu

erforschen und neu formen. Fischer hat es in prächtigem Eifer für unsere Zeit getan.

Oh, es braucht Mut, eine Schweizergeschichte zu schreiben, und es braucht einige Nachsicht, sie zu besprechen! Jeder Leser muß auf der Hut vor sich selber sein, hat er doch seine Lieblingsgebiete, die er sofort aufspürt und nur allzu leicht zu Kriterien der Gesamtleistung erhebt. Vielleicht hat der Verfasser hier nicht alles Wesentliche gesagt — dann wehe ihm. Oder er sagt außer dem erprobten Allbekannten nichts Neues — dann wehe ihm wiederum, denn wir wollen doch zu keinem geistigen Wiederholungskurs auf Gemeinplätzen antreten, sondern an die Front der Forschung geführt werden. Wir können nun ruhig gestehen, daß Fischers Werk diese Kreuz- und Querfahrten der Liebhaber nicht zu scheuen hat. Aus einem großen Schatz von Fachschriften holte der Verfasser köstliche Einzelheiten heran, die den Stoff immer befruchten, ohne ihn unnötig zu befrachten. Und wo das eigentlich Neue fehlt, ist doch das alte Gegebene in neuer Problemstellung verwertet worden.

Gewiß, jeder Verfasser hat das gute Recht, die von ihm bevorzugten Sektoren aus dem Kreise der Geschichte hervorzuheben und die benachbarten nur zu streifen. Angesichts dieser Tatsache tritt der Besprecher naturgemäß als Richter zurück; doch möchte er als Anwalt der Kulturgeschichte, vorab der Geistesgeschichte, sein Bedauern darüber aussprechen, daß Fischers Werk nicht — um einen einzigen Bogen stärker vor uns liegt; es wäre in einer dringend wünschbaren Art runder und in den Verhältnissen wahrer geworden. Ja, ein gutes Dutzend Seiten hätte genügt, um einigen wesentlichen Erscheinungen unserer Vergangenheit gerechter zu werden. Warum hat der Verfasser, der drei Seiten lange von Hexen berichtet, kein Kapitel, ja keinen Satz untergebracht, in dem z. B. vom Kloster St. Gallen als Kulturstätte die Rede wäre, obschon diese Abtei im 10. Jahrhundert nicht nur in unserm schweizerischen Lebensraum, sondern im gesamten deutschen Sprachgebiet zur Zeit der beiden Notker die erste Stelle einnahm. Daß über romanische und gotische Baukunst wenig ausgeführt wird (man liest im Städtekapitel unter den Schlagworten „Bauliches" und „Weichbild" wohl von Schweinekoben, Geflügelgattern, Misthaufen und Jauchelacken, aber kein Wort von einem Münster!), verschmerzt man angesichts der Bilder leichter; dasselbe gilt auch einigermaßen vom Lebens- und Baustil im Zeitalter des Barocks, weniger indessen von der Aufklärungszeit, zumal der deutschen Schweiz. Ähnliche unverständliche Lücken stellt der Geschichtsfreund im 19. Jahrhundert fest. Jakob Burckhardt ist nicht einmal erwähnt; Keller und Gotthelf werden in einem einzigen Satze abgetan: „Und wenn später ein Schriftsteller vom Range Gottfried Kellers dem radikalen Fortschritt die Feder lieh, so fand der konservative Beharrungswille in Jeremias Gotthelf sofort einen nicht minder bedeutenden Wortführer." Das darf ja nicht etwa zum Schlusse verleiten, daß damit das politische Leitgestirn unserer beiden größten Dichter aufgezeigt sei: Gotthelf war ursprünglich ein radikaler Heißsporn sondergleichen, und Keller blieb keineswegs zeitlebens ein unbedenklicher Fortschrittler. Jene Kapitel über die Geschichte der letzten Jahrhundertmitte sind auch von Versehen nicht völlig frei (eine Seite vorher [333] wird Prinz Louis Napoleon als der Enkel des großen Korsen bezeichnet; es war sein Neffe. „Im Einverständnis mit ihm", heißt es später beim Neuenburgerputsch, „schritt der preußische Minister Otto von Bismarck zur Mobilisation" — Bismarck war damals noch Gesandter in St. Petersburg; erst sechs Jahre später wurde er Minister). Wir möchten indessen diese Fingerzeige auf Einzelheiten nicht beschließen, ohne unsere Freude über schöne Entdeckungen dieser Geschichte auszusprechen. Das Kapitel über die Glaubensflüchtlinge, welche die schweizerische Industrie begründeten, belegt die bekannte These von Calvinismus und Unternehmungsgeist am schweizerischen Beispiel aufs Schönste. „Vom Ständeregiment" und von den „Anfängen des Maschinenzeitalters" berichtet Fischer in ebenso trefflicher als vornehmer Weise.

Damit kommen wir zum Hauptvorzug des Werkes. Eine befreiende Menschlichkeit, eine grundtüchtige Bürgergesinnung und eine weltoffene Haltung sprechen uns allerorten eindringlich an. Der Stil ist persönlich geprägt, bündig und klar. Oft tritt der Verfasser Zeitgenossen der Ereignisse das Wort ab, und wir erkennen die nüchtern kernige Art unserer Vorfahren am traulich alamannischen Einschlag ihrer Rede: die Väter sprechen zu den Söhnen.

Gestern Abend hörte ich Felix Moeschlin, den einsatzbereiten Präsidenten des Schweizerischen Schriftstellervereins, vor schlichten Arbeitern einen hinreißenden Vortrag halten. Er wünschte, daß der junge Schweizer von seinem Staate außer Gewehr und Uniform auch geistiges Rüstzeug erhalten sollte, und zwar in Form einiger erlesener Bücher. Ich dachte dabei unwillkürlich an Fischers männliche und lebendige Schweizergeschichte. Gibt es ein höheres Lob für das Geschichtsbuch eines demokratischen Volkes als ein solcher Vorschlag! Darum greife jeder Lehrer, dessen Geschichtsunterricht am Verkalken ist, zu diesem Buch, jeder Erzieher überhaupt, denn die Gegenwart wird zumeist aus den Quellen der Vergangenheit gespiesen und geläutert. In einer Monarchie, in einer Diktatur genügt es beinahe, den künftigen Machthaber und seine Gefolgschaft hochzubilden. In einer Demokratie aber ist jeder Vater, jeder Lehrer, jedermann, der mit Jugend zu tun hat, Prinzenerzieher der Nation. Denn jeder Staat, gleichviel ob Einmann- oder Volksherrschaft, taugt so viel als sein Souverän. Unser Souverän ist unser Volk, einer seiner Hauptbildungswege die Selbsterkenntnis in seiner Geschichte. Welch heikle, welch herrliche Aufgabe! Georg Thürer.

Richard Feller. Von der alten Eidgenossenschaft. Rektoratsrede, gehalten an der 103. Stiftungsfeier der Universität Bern am 20. November 1937. Paul Haupt, Bern-Leipzig.

Nachdem wir in den letzten Jahren manch müßiges Gerede über wahres altes Schweizertum ertragen haben und heute noch viele Unberufene, von den Bedürfnissen des Tages gereizt, sich gedrängt fühlen, das Schrifttum mit ihrer jungen Auffassung über diesen Gegenstand zu bereichern, dankt man es einem Meister der Forschung und der geschichtlichen Darstellung, wenn er in öffentlicher Rede das Wesen der alten Eidgenossenschaft zu deuten versucht.

Als geheimnisvolle Kraft und bestimmendes politisches Sondergut der Eidgenossen erkennt Feller die genossenschaftliche Bindung, deren Wirkung auf Staat, Gesellschaft und Persönlichkeit sorgfältig und behutsamen Urteils untersucht wird.

Im Gesamtstaatlichen, Eidgenössischen, äußert sich die Wirkung der Genossenschaft im ländlichen Schwurverband und in der Verbindung zwischen Stadt und Land, welche Momente beide allein den schweizerischen Verhältnissen eigentümlich sind. Im lockern, genossenschaftlichen Staatsgefüge ferner überwindet der Selbständigkeitsdrang der Einzelglieder den Trieb gemeinsamer staatlicher Erweiterung und Ausbreitung. In Augenblicken höchster eidgenössischer Geltung, so nach den Erfolgen der Burgunderkriege, siegt überraschend der genossenschaftliche Verzicht des Gesamtbundes über den Machtwillen des zugreifenden Einzelstaates, der zu strafferer Bindung der bündischen Gemeinschaft hätte führen müssen. Außenpolitische Zurückhaltung, die heute von diesem, morgen von jenem ein Opfer fordert, bahnt den Weg zur eidgenössischen Neutralität, die allein die Dauer eines so vielgestaltigen Staatenbundes ermöglicht. Wie nach außen, so bestimmen innert der Landesgrenzen die Glieder das gemeinsame staatliche Wirken, dessen Stetigkeit und Schwäche zugleich die Tagsatzung verkörpert.

Auch in den Einzelstaaten des Bundes, in den Ständen, setzt sich der bodenständige Trieb zur Genossenschaft gegen landesfremde Zeitströmung durch. Weder konfessioneller Hader, noch die einleuchtenden Folgerungen der Staatsraison vermögen die gewachsenen Bindungen zu zerstören, wobei wieder die außenpolitische Zurückhaltung vor allem es ist, welche den Verzicht auf Straffung des Staates bedingt.

Im Gesellschaftlichen und Persönlichen wirkt sich der genossenschaftliche Gedanke besonders als Bevorzugung des sozialen Standes vor der Einzelpersönlichkeit aus. Übermächtigen bereitet die starre Ablehnung ein tragisches Schicksal, während auch hervorragende Persönlichkeiten genug Ehre darin erblicken, als erste unter ihresgleichen zu gelten.

Dies möge hinreichen, den Gehalt dieser akademischen Rede anzudeuten; ihn mit wenigen Worten auszuschöpfen, wird nicht versuchen, wer die Gedrängtheit und Zucht der Fellerschen Sprache kennt. Die Reife der Erkenntnisse und die entsagende Beschränkung auf das Bedeutende heben das an Umfang kleine Werk empor zu bleibender Geltung. Rudolf v. Fischer.

Kulturgeschichte.

H. Reiners. Die Burgen und Schlösser des Kantons Freiburg. Lieferung 13 und 14 von: „Die Burgen und Schlösser der Schweiz". Basel. Verlag E. Birkhäuser & Co. A.-G.

Die beiden reich illustrierten Lieferungen mit den Burgen und Schlössern des Kantons Freiburg bilden ein Glied in der Kette des umfangreichen Werkes, das uns diese Baudenkmäler innerhalb der Grenzen der Schweiz gesamthaft in Wort und Bild vorführen will, sofern sie noch in ihrer ursprünglichen Anlage oder umgebaut, oder sogar nur noch in Trümmern erhalten blieben und von den abgegangenen wenigstens ihre früheren Standorte nachweisen. Für die Art der Bearbeitung des Stoffgebietes waren anfänglich einheitliche Richtlinien vorgesehen, an die sich aber in der Folge die Bearbeiter der einzelnen Kantone nicht immer streng hielten. Das ist bei Serienwerken mit wechselnden Verfassern nichts Ungewöhnliches und ebensowenig die verschiedene Art, in der sie, je nach Beherrschung ihres Stoffgebietes, sich ihrer Aufgabe entledigen. Denn man kann ein guter Historiker oder Kunsthistoriker sein, ohne über tiefer gehende Fachkenntnisse auf dem Gebiete des Burgenbaues zu verfügen. Und doch sind sie unerläßlich, wenn eine solche Arbeit zu einem grundlegenden Beitrage seiner Entwicklungsgeschichte werden soll. Diese Aufgabe erfüllen tatsächlich nur einzelne der bisher erschienenen Burgenbände. Aber auch andere, deren Verfasser ihre Aufgabe nicht in einer wissenschaftlich aufgebauten Behandlung ihres Themas erblickten, sondern nur in einer erstmaligen Zusammenfassung des reichen Bestandes von Burgen und Schlössern innerhalb des ihnen zur Bearbeitung zugewiesenen Raumgebietes „für Freunde der Heimat und ihrer Denkmäler der Vergangenheit" lieferten nützliche Arbeiten. Zu ihnen gehört, wie er uns in seinem Vorworte selbst sagt, der Bearbeiter der Burgen und Schlösser im Kanton Freiburg. Zwei Kärtchen orientieren über deren Bestand. Das eine verzeichnet uns die alamannischen Burgen und Wehranlagen im Uechtland auf Grundlage der Forschungen von Professor E. Lüthi in Bern, das andere ist eine Burgenkarte des Kantons Freiburg. Die auf dem ersten verzeichneten Wehranlagen werden ohne Berücksichtigung der heutigen Kantonsgrenzen aufgeführt, mit Recht, da diese für die politischen Zustände der Zeiten, welche ihre Anlage veranlaßten, nur störend wären. Auf dem zweiten kommen sie insofern in Betracht, als sie den Umfang des behandelten Stoffgebietes umschließen.

Auch auf des Verfassers kurze Darstellung der frühesten geschichtlichen Zustände in diesen Landen, soweit man sie aus den vorhandenen Befestigungsanlagen zu erkennen glaubt, möchten wir hier nicht näher eintreten. Denn bis diese brauchbare Unterlagen bieten, bedarf es noch sehr langer Arbeit des Spatens auf einem Forschungsgebiete, das örtlich und zeitlich weit über das hier behandelte hinaus geht, vereint mit einer immer wieder erneuten Prüfung der vorhandenen, nur allzu lückenhaften, nicht immer zuverlässigen und ebensowenig eindeutigen historischen Aufzeichnungen.

Verwendbar für die Geschichte des Burgenbaues im Sinne des vorliegenden Werkes, werden erst die noch teilweise erhaltenen Burgen seit dem 12. Jahrhundert, namentlich die aus der Zeit der Kriege zwischen Savoyen einerseits und Kyburg-Habsburg anderseits. Denn seit dieser Zeit begegnen wir zwei deutlich erkennbaren Bauweisen in deren Anlage, wenigstens sofern es sich um bedeutendere handelt. Um diese deutlich herauszuarbeiten, bedarf es auch nach der Ansicht des Verfassers, trotz der über einzelne dieser Bauwerke in den zahlreichen Veröffentlichungen der fleißigen historischen und kunstgeschichtlichen Kreise im Kanton Freiburg, noch langer Forschertätigkeit.

Das trifft auch für die meisten andern Kantone zu, doch gehört der Kanton Freiburg, namentlich vor und zu Beginn der Gründung des Königreichs Hochburgund als zeitweises Grenzgebiet gegen das Herzogtum Schwaben, zu den interessantesten. Aber gerade für die Lande der Südwestschweiz ist eine Abgrenzung des Stoffgebietes nach den heutigen Kantonsgrenzen einer historisch-wissenschaftlichen Darstellung des Burgenbaues hinderlich, denn sie trennt, was zusammengehört und was nur auf Grund der früheren territorialen Zustände verständlich wird.

Was man in den Kreisen der Burgenfreunde von einer Darstellung der Schlösser und Burgen im Kanton Freiburg verlangen darf, bietet Reiners Buch. Damit aber diese Publikationen auch der wissenschaftlichen Forschung noch besser dienstbar gemacht werden, möchten wir immer wieder darauf hinweisen, daß dem Leser zum Verständnis des Burgenbaues besser durch zahlreiche, mit ausreichenden Erläuterungen versehene Plänchen gedient wird, als mit Bildern, die zufolge der Oberflächlichkeiten und Ungenauigkeiten des oft sehr dilettantischen Zeichners eher irreführend werden können.

Im übrigen aber verdient die illustrative Ausstattung auch dieser beiden Lieferungen, wie gewohnt, alles Lob und gereicht der technisch-künstlerischen Leistungsfähigkeit des Verlages zu hoher Ehre. H. Lehmann.

Zürcher Bürger- und Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrage des Erziehungsrates von Dr. Karl Hafner, Regierungsrat. Zürich 1938. Verlag der Erziehungsdirektion. 268 Seiten.

Das vorliegende Buch ist aus der Überzeugung entstanden, daß ein Staatswesen vom Charakter der Schweiz nur lebendig bleiben könne, wenn die Einsicht in seine Eigenart, der Wille zur tätigen Mitarbeit und die Fähigkeit zur verantwortlichen Entscheidung in der Mehrzahl der einzelnen Bürger geweckt seien. Die besondere Bedeutung des Werkes aber liegt darin, daß es eine staatliche Stelle, der Staat Zürich, jedem jungen Bürger schenkt, der in die Aktivbürgerschaft eintritt, um ihn in seine Pflichten und Rechte einzuführen. Das Buch setzt also an der entscheidenden Stelle ein, um den Gefahren zu begegnen, die die Demokratie von innen heraus aushöhlen können, der Gleichgültigkeit gegenüber Heimat und Staat und der Unkenntnis ihres Wesens, ihrer Einrichtungen und ihres Werdens. Gegenüber freiwilligen Staatsbürgerkursen hat die bedeutsame Publikation den Vorteil, leicht zugänglich zu sein, gegenüber dem staatsbürgerlichen Unterricht der Schule, den jungen Menschen in dem Augenblick zu erreichen, in welchem er sich für die Fragen des gemeinen Wesens öffnen muß, da der Staat als Wirklichkeit in sein bewußtes Leben tritt, die Erfüllung von Pflichten von ihm fordert und ihm anspruchsvolle Rechte einräumt.

In seiner gediegenen Sachlichkeit scheint das Buch geeignet, seine Aufgabe zu erfüllen. Seine beiden Kernstücke, „Geschichtliches" von F. Schoch und „Der Aufbau des Staates und die Grundrechte der Bürger" von G. Guggenbühl, stellen, in vortrefflicher Ergänzung, die zürcherischen Verhältnisse mit übersichtlicher Klarheit dar und bauen sie sehr geschickt in den Rahmen der gesamtschweizerischen Entwicklung und der Einrichtungen des Bundes ein. Durch die Abschnitte „Das Land" von H. Brockmann, „Die kulturellen Verhältnisse" von F. Hunziker, „Wirtschaft, Finanzen, Sozialpolitik" von E. Landolt und W. Spühler, „Landesverteidigung" und „Die Schweiz und das Ausland", beide von F. Schoch, werden sie unterbaut und gerundet zu einer Gesamtdarstellung des zürcherischen Staatswesens und seines Lebens.

Trotz der straffen Zusammenfassung des ausgedehnten Stoffes ist das Buch — eine Voraussetzung für seinen Erfolg! — leicht lesbar, wenn es auch natürlich gesammelte Vertiefung verlangt. Wohlgesichtete Literaturverzeichnisse — erwünscht bei der notgedrungenen Knappheit der Darstellung — weisen den Weg zu weiterer Belehrung. Wichtig ist das sehr sorgfältige Sach- und Namenregister, weil es dem Benützer erlaubt, das Werklein als Nachschlagebuch zu gebrauchen. So sollte es, als ein staatsbürgerliches Vademekum, in jedem Zürcher Hause bereit liegen, um Auskunft zu geben auf die vielen Fragen, die das Leben der Heimat in Gegenwart und Vergangenheit weckt.

Vor allem aber wünscht man sich, daß auch die anderen Kantone dem Beispiel Zürichs folgen möchten, so daß in Zukunft jeder junge Schweizer, wenn nicht mit voller Einsicht in Bedeutung und Wesen unseres Staates, so doch mit einem tauglichen Hilfsmittel in der Hand, um seine Einsicht dauernd zu vertiefen, in das Aktivbürgerrecht eintreten würde. Die jungen Auslandschweizer dürften dabei nicht vergessen werden, damit sie der Heimat erhalten bleiben. Da die Schweiz ein geschichtliches Gebilde ist, und die Einrichtungen unseres Volksstaates nur lebendig bleiben können, wenn ihr Geist im einzelnen Bürger lebt, sind unsere

Vaterlandsliebe und unser Heimatgefühl in einer eigentümlichen Weise mit abhängig von solcher Einsicht, von Wissen und Kenntnissen.

Fritz Rittmeyer.

Aus dem Weltkrieg.

Hans Willi. Die Geschichte vom Gebirgssoldaten. 1914—1918. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig. 174 Seiten.

Bald werden seit dem Schluß der schweizerischen Grenzbesetzung während des großen Krieges zwanzig Jahre verflossen sein. Schon im Jahre 1934 hat man sich vielerorts an den Beginn des aktiven Dienstes erinnert, und zahlreiche, von Einheiten und Truppenkörpern durchgeführte Gedenkfeiern brachten dies zum Ausdruck. Gemessen an den Leistungen und Leiden der kriegführenden Armeen war das militärische Geschehen in unserem Lande und an seinen Grenzen naturgemäß eine Angelegenheit zweiter Ordnung. In der Schweizergeschichte hingegen werden die Mobilmachung von 1914 und der an sie sich anschließende Grenzschutz stets als bedeutende Ereignisse zu bewerten sein. Eine ziemlich umfangreiche Literatur, vom Berichte des Generals Wille bis zu den „Mobilisationsschriften" der verschiedensten militärischen Einheiten und Truppenkörper überliefert bereits als wertvolles historisches Material die Geschehnisse der Grenzbesetzungszeit der Nachwelt, und glücklicherweise ergänzt sich diese Bibliographie von Jahr zu Jahr. Zu den Schriften rein militärischen Charakters und denjenigen, welche speziell die Dienste bestimmter Formationen zusammenhängend darstellen, gesellen sich ferner jene, die das Leben und Treiben des einfachen Soldaten, sein Tun, sein Denken und seine Gesinnung wiederzugeben versuchen. Was man in umfangreichen Büchern oft vergeblich sucht, kann man in solchen anspruchslosen Erzählungen oft mit überraschender Lebendigkeit dargestellt finden.

Zu den Schriften dieser Art gehört Willis Buch vom Gebirgssoldaten. Mit der Gebirgsschützenkompagnie II/8, deren Dienste in anschaulich geschriebenen Skizzen und höchst interessanten Tagebuchausschnitten geschildert werden, erlebt der Leser das Leben des Gebirgssoldaten, wie es zur Zeit der Grenzdienste aussah. Am Umbrail und an der Dreisprachenspitze, in den Dörfern des Engadin, am Casanapaß und bei Schneeräumungsarbeiten an der Albulastraße, stets sind sie dieselben, diese Appenzellerschützen. Trefflich charakterisierend, doch ohne jeden lehrhaften Einschlag, vermag der Verfasser an mannigfaltigen Beispielen zu zeigen, auf was es bei der untersten Führung einer nicht immer leicht zu behandelnden Truppe ankommt. Allerdings handelt das Buch von Appenzellern; schon die Namen wie Sonderegger, Tobler, Schläpfer und Zellweger zeigen dies. Wer aber mit Gebirgstruppen anderer Divisionen, etwa bei den Bernern, Wallisern oder Innerschweizern Dienst tat, sieht sogleich, daß der Verfasser nicht nur die Appenzeller, sondern Geist und Eigenart der schweizerischen Gebirgsinfanterie überhaupt trefflich darstellt.

Bekanntlich finden sich heute im Auszuge höchstens unter den älteren Offizieren solche Wehrmänner, die noch die große Grenzbesetzung mitmachten. Umso mehr vermag das vorliegende Buch den Jungen, welche die langen Grenzdienste unserer Gebirgler in einer kurzweilig und teilweise sehr humorvoll geschriebenen Schrift kennen lernen wollen, etwas zu sagen. Denen aber, die dabei waren, wird es manche Erinnerung wecken.

Franz Schoch.

Weltgeschichte und Tagespolitik

Napoleon.

„Unter vier Augen mit Napoleon". Denkwürdigkeiten des Generals Caulaincourt. (Übersetzung in Auswahl aus den Mémoires du Général du Caulaincourt, Verlag Plon, Paris, 1933—34.) Verlag Velhagen & Klasing, Leipzig, 1937. XIX u. 308 Seiten. Übersetzt von Friedr. Matthaesius.

Die Nachkommen des Marquis de Caulaincourt, Groß-Stallmeisters des Kaisers, haben der Napoleonforschung über 100 Jahre lang die wichtigen Memoiren

dieses Mannes größtenteils vorenthalten. Jetzt erscheinen sie, wenige Jahre nach Erscheinen der vollständigen Originalausgabe, gekürzt auch in deutscher Übersetzung. Leider sind durch die Auswahl sehr wesentliche Teile weggelassen worden; z. B. fehlt der russische Feldzug mit Ausnahme der Schlittenreise des Kaisers fast vollständig. Die ganze Bedeutung dieser Memoiren kann aus dieser deutschen Ausgabe heraus wohl kaum voll gewürdigt werden.

Caulaincourt war einer der wenigen Männer am Hofe Napoleons, die sich nicht zu Höflingen erniedrigt hatten. Er blieb dem Kaiser in jeder Lage treu, hielt auch während der 100 Tage wieder zu ihm; aber er spielte die undankbare Rolle des Warners und Vertreters der Gegengründe. Da er einen unbestechlichen Blick hatte und während der ganzen Zeit des Kaiserreiches einer der Nächsten Napoleons war, zuerst als sein Adjutant, dann als Groß-Stallmeister, muß seine Darstellung des Kaisers von Bedeutung sein. Bei zwei besonderen Gelegenheiten mußte sich ihm das innerste Wesen seines Herrn enthüllen, auf der 14tägigen Schlittenfahrt, als einziger Begleiter des aus Rußland fliehenden Napoleon und wieder als einziger Augenzeuge jener schrecklichen Stunden nach der Abdankung in Fontainebleau, als Napoleon einen Selbstmordversuch mit Gift gemacht hat. Diese Episoden sind mit stärkster Spannung geladen; dank Caulaincourt's Nüchternheit wirken sie nicht als Sensationen, sondern durch die tiefe menschliche Erkenntnis des Übermenschen Napoleon. Politisch liegt der Wert dieser Memoiren in der Darstellung des französisch-russischen Verhältnisses. Caulaincourt kannte aus seiner Petersburger Gesandtschaftszeit den Zaren Alexander genau und verehrte ihn. Den durch Napoleons Machtansprüche drohenden Krieg mit Rußland suchte er durch unablässige Beschwörung des Kaisers zu verhindern. Er warnte immer wieder davor. Napoleon schalt ihn einen russischen Parteigänger und schlug alle Warnungen in den Wind. (In den Jahren zwischen der Erfurter Konferenz und dem russischen Feldzug steht Caulaincourt's Rolle in auffälliger Parallele zu jener des Fürsten Lichnowsky vor dem Weltkrieg in London!) —

Man darf nicht außer Acht lassen, daß Caulaincourt sehr selten den Kaiser selbst sprechen läßt; zur Hauptsache bringt er seine eigenen Gegengründe zu den kaiserlichen Absichten, deren Argumente aber auf diese Weise unterdrückt werden. Die Memoiren entgehen auch der üblichen Gefahr nicht, die solche Erinnerungen hochgestellter Würdenträger bedroht: sie sind eine Selbstverteidigung. Aber der Verfasser ist nicht bloß der Herkunft nach vornehm, sondern auch in der Charakterhaltung, und dadurch bleibt die Apologie unaufdringlich.

Caulaincourt's Denkwürdigkeiten bilden trotz den schon vorhandenen 40,000 Werken über Napoleon eine vielfach Neues bietende hochinteressante Quelle; der Liebhaber wird an dieser deutschen Auswahl Freude haben; der Forscher ist natürlich auf die französische Gesamtausgabe angewiesen.

„Die Straße des Ruhmes". Bonaparte in Italien. Von Britten Austin. (Deutsche Übertragung von Albert Knaus. Verlag Hugendubel, München, 1938.)

Das Buch ist kein Roman, aber eine romanhaft frei aufgezogene Geschichte des italienischen Feldzuges. Der Verfasser hat die Briefe Bonapartes aus Italien an Joséphine als literarische pièces de résistance eingestreut und nimmt die leidenschaftliche Liebe des jungen Generals zu dieser Frau als psychologische Grundlage der Handlung. Im übrigen will er das vom Bewußtsein seiner Sendung und seiner Einzigartigkeit erfüllte junge Genie auf der glänzenden Bahn des ersten Ruhmes zeigen. So ist sehr schön die Stimmung des Feldherrn während und nach der ersten selbständig vorbereiteten Schlacht (Montenotte) erfaßt; anschaulich und manchmal drastisch wird der Geist der Revolutionsarmee im hinreißenden Schwung ihres Angriffes, aber auch in den Greueln ihrer Zuchtlosigkeit und Räuberei geschildert. Daß Bonapartes Italienfeldzug kein unaufhaltsamer Triumphzug war, sondern mehr als einmal zu scheitern drohte, daß manche verzweifelte Lage nur durch einen offenkundigen Glücksfall zugunsten der Franzosen entschieden wurde, wird überzeugend klar. Es bleibt auch so noch ein überwältigender Eindruck.

Das Buch wäre in seiner Eigenschaft zwischen historischer Darstellung und historischem Roman zu empfehlen, wenn es nicht eine Reihe von Geschmacklosigkeiten aufwiese. Zum Teil mag die Verantwortung dafür beim Übersetzer liegen:

an manchen Stellen bedient er sich einer burschikosen Ausdrucksweise, die ärgerlich wirkt. Die Hauptschuld trägt aber der Verfasser selbst: es finden sich unmögliche Szenen. Man stelle sich vor, daß Bonaparte beim ersten Rapport mit seinen Divisionsgenerälen die Miniatur Joséphinens hervorzieht und mitten in die strategischen Besprechungen hinein verliebt zu schwärmen beginnt! Die Dialoge sind bisweilen kitschig und unwürdig. Nicht am Platze sind endlich die in Klammern gesetzten Glossen des Verfassers zu den in die Darstellung eingestreuten authentischen Berichten oder Briefen Bonapartes. Dennoch wird man die einmal begonnene Lektüre nicht abbrechen. Einige ausgezeichnete Szenen entschädigen für die mißlungenen, und die Spannung ist schon durch den Gang der Ereignisse gewaltig. Der Gedanke, den unerhörten ersten selbständigen Feldzug Bonapartes „einmal so zu sehen, wie ihn der junge General selbst gesehen hat", war glücklich. Fast möchte man übrigens glauben, der Verfasser habe sich sein Napoleonbild aus der oben erwähnten Charakteristik Caulaincourt's geholt.

Ernst Kind.

Deutsche Vergangenheit.

Gestalten deutscher Vergangenheit. Herausgegeben von P. R. Rohden. Sanssouci Verlag G. m. b. H. Potsdam/Berlin. 517 S.

Das Buch „Gestalter deutscher Vergangenheit" stellt, wie der Titel andeutet, einen Versuch dar, die deutsche Geschichte einmal ganz vom Gesichtspunkt des Führerproblems zu betrachten. Der Herausgeber betont in seiner Einleitung, daß diese Betrachtungsweise für Deutschland eine besondere Berechtigung habe; denn für die deutsche Geschichte gelte noch mehr als für die Geschichte anderer Länder die Feststellung, daß führerlose Zeiten „schreckliche Zeiten" gewesen seien. Dies mag sich aus dem deutschen Volkscharakter erklären oder aus Deutschlands geopolitischer Lage — jedenfalls liegt eine historische Wahrheit dieser Bemerkung zu Grunde. So darf die Betrachtungsweise des Herausgebers zweifellos begrüßt werden. Der Inhalt des Buches entspricht denn auch den Erwartungen, die man von vornherein an ihn zu stellen geneigt ist. Das Buch umfaßt, außer der oben erwähnten Einleitung, 34 Einzelaufsätze bester deutscher Historiker über hervorragende politische und militärische Persönlichkeiten der deutschen Geschichte von Arminius bis Hindenburg, wobei die Auswahl keineswegs kleindeutsch beschränkt ist. Es werden Gestalten wie die Chlodwigs, des Mönches Bonifatius, Karls V. und Metternichs in den Kreis der Betrachtungen einbezogen. Die Namen der Mitarbeiter bürgen für die wissenschaftliche Qualität der Aufsätze. Dabei galt wohl bei der Auswahl und Darstellung das Prinzip, der historischen Wahrhaftigkeit folgend die feststehenden Werte in der Geschichte hervorzuheben. Dies gilt z. B. für die Betrachtung über Karl den Großen sowie für die Aufsätze über eine Reihe anderer, gelegentlich umstrittener Persönlichkeiten. Überall tritt das Bestreben hervor, die betreffende historische Gestalt aus ihrer Zeit und aus ihrem Geist her zu verstehen, und so wird neues Licht auf viele schwierigen Probleme der deutschen Geschichte geworfen. Verständlicherweise fehlt dem Buch wie allen Sammelwerken trotz der sorgfältigsten Auswahl die Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die ein von einem einzigen Autor geschriebenes Werk haben kann. Dafür erlaubt die vorliegende Form dem Leser, Aufsätze über diese oder jene ihn besonders interessierende Persönlichkeit herauszugreifen und dabei immer eine in sich geschlossene Betrachtung vorzufinden. Die konzentrierte Kürze der einzelnen Aufsätze macht die Lektüre des Buches für jeden geschichtlich Interessierten zum Gewinn.

Gundalena v. Weizsäcker.

General von Seeckt.

General von Seeckt, Lebensbild eines deutschen Soldaten, von Edgar von Schmidt-Pauli. Mit einem Geleitwort von Generalfeldmarschall von Mackensen. 204 Seiten. Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1937.

Der Name von Seeckt ist der großen Öffentlichkeit erst nach dem Weltkrieg im Zusammenhang mit der Schaffung der Reichswehr bekannt geworden. Nicht daß

General von Seeckt im Weltkriege nicht eine bedeutende Rolle gespielt hätte. Im Gegenteil. Aber als Generalstabsoffizier hat er, in Befolgung der Richtlinie Schlieffens, viel, sehr viel geleistet, ohne persönlich hervorzutreten. Und in der Tat, General von Seeckt war schon während des Weltkrieges der Bedeutendsten Einer. Wäre er, was im Grunde nahe gelegen hätte, 1918 zum Nachfolger Ludendorffs berufen worden, es wäre wohl vieles anders gekommen.

Die Haupttat im Leben von Seeckts aber ist die Schaffung der Reichswehr. Deshalb beschäftigt sich die vorliegende Biographie vor allem mit der Lösung dieser Aufgabe. Wir lernen von Seeckt als überragenden Soldaten und Menschen kennen. Denn nicht leicht war es für ihn, allen Schwierigkeiten, die von den verschiedensten Seiten sich einstellten, Herr zu werden. In den unruhigen Zeiten, die Deutschland damals erlebte, ging der Schöpfer der Reichswehr aufrecht seinen geraden Weg, unbekümmert um alle Anfeindungen, die sich gegen ihn richteten. Nur so hat er sein Ziel zu erreichen vermocht, die Schaffung eines durch und durch zuverlässigen und militärisch hervorragenden Heeres. Als Ebert mitten in einer schweren Krisis an von Seeckt die Frage richtete: „Zu wem hält die Reichswehr, Herr General?", konnte er lakonisch antworten: „Zu mir, Herr Reichspräsident".

Neben der Darstellung des militärischen Führers finden wir in der Biographie auch eine psychologisch feine Schilderung des großen und gebildeten Menschen, welcher sich der Öffentlichkeit namentlich durch seine Schriften kund tut. Es sei hier vor allem auf „Antikes Feldherrentum" und auf „Moltke, ein Vorbild" verwiesen; denn in beiden Büchern finden wir an mancher Stelle ein Spiegelbild Seeckt'scher Charakterzüge. Wer da glaubt, daß hinter der Maske des Schweigens, die von Seeckt zeitlebens trug, sich wie in so vielen Fällen Flachheit versteckte, der irrt sich. Die Persönlichkeit des Generals war von einer seltenen Tiefe.

Die Biographie, die von Schmidt meisterlich geschrieben hat, schenkt uns das Bild eines ganz großen Soldaten und Menschen. Am eindringlichsten bleibt wohl für uns das, was über den General als Schöpfer der Reichswehr gesagt wird; denn hier ist gezeigt, wie ein aufrechter und unbeeinflußbarer militärischer Führer, allen politischen Widerständen und Widerwärtigkeiten zum Trotz, imstande ist, eine militärisch tüchtige und zuverlässige Truppe zu erziehen.

Gustav Däniker.

Rußland.

Maurice Paléologue, Alexander I. Der rätselhafte Zar. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Willy Grabert. Mit 16 Bildtafeln. Paul Neff Verlag, Berlin, 1937.

Als Franzose, der während einiger Jahre sein Land als Botschafter am russischen Zarenhofe vertrat, fühlte sich Paléologue stark angezogen durch Wesen und Lebensschicksale Zar Alexanders I., des Hauptgegners Napoleons I. „Ein unlösbares Rätsel bis über das Grab hinaus" nannte der früh verstorbene Puschkin das Leben dieses Herrschers. Es zu ergründen, soweit sich die Geheimnisse des autokratischen Rußland von damals und die Tiefen der slawischen Seele überhaupt erforschen lassen, setzt sich der Verfasser zum Ziel.

So entstand die Entwicklungsgeschichte einer Seele, welche, vom Mitwissen um die Ermordung des Vaters — Pauls I. — wie von einem unheimlichen Schatten durch das Leben gehetzt, schließlich erliegt. Der zwischen Extremen schwankende Zar, der im Kampf mit dem Riesen Napoleon in die Höhe wuchs, erschlaffte nach dem Verschwinden seines Feindes, weil ihm keine Lebensaufgabe von ähnlicher Größe mehr beschieden war. Nach dem wilden Wellenspiel der napoleonischen Zeit erschien vielen Zeitgenossen die Restauration fad und öde. Das Rätsel um den Tod des Zaren untersucht Paléologue, ohne zu einem eindeutigen Schluß zu gelangen. Er neigt zur Annahme, Alexander sei 1825 nicht gestorben, sondern als Einsiedler aus der Welt geschieden; ob er 1864 als Feodor Kusmitsch in Tomsk sein Leben beschloß oder in einem Kloster Palästinas oder auf dem Athos, wagt der Verfasser nicht zu entscheiden.

Die besondere Liebe und Sorgfalt Paléologues gilt dem Porträt. Die Hauptperson wird immer wieder gezeichnet; Gesamtbild und Detailskizzen folgen sich in

kaum absehbarer Reihe. Mit- und Gegenspieler heben sich bald als Vollfiguren, bald in feinem Relief aus dem Hintergrund ab. Zu sehr in Schatten und Dunkel getaucht erscheint Napoleon. Die Wichtigkeit des Gegenstandes ließe die wesentlichsten Quellenbelege wünschen; dabei genoß Paléologue den eminenten Vorzug des Gedankenaustausches mit dem Großfürsten Nikolaus Michailowitsch, dem Oheim Nikolaus II. und gewissenhaften Geschichtsforscher.

Die Übersetzung liest sich flüssig und ist sinngemäß korrekt; einige Ungenauigkeiten in Details — deren es auch im Originaltext gibt — fallen wenig auf.

Otto Weiß.

China am Ende?

Man könnte glauben, Übersetzer und Verleger hätten die gegenwärtige, an äußerer Stärke und Ausdehnung noch nie dagewesene Erschütterung Chinas vorausgesehen, daß sie die Frage „China am Ende?" als Titel auf die deutsche Ausgabe des Buches setzten, das Grover Clark 1935 schrieb und „The Great Wall Crumbles" — „Die Große Mauer zerbröckelt" — taufte. Denn heute stellt sich diese, auch für uns so schwerwiegende Frage noch dringender als vor zwei oder drei Jahren. Sie deutet aber auch den Sinn dieses Buches besser als der Originaltitel an: G. Clark will ja gerade zeigen, daß China, trotz der Zerbröckelung seiner uralten, riesigen „Mauer", keineswegs am Ende ist. Daß uns das Buch auch heute, nach den sich überstürzenden Ereignissen des letzten Jahres, noch von dieser Ansicht überzeugt, ist sicher schon eine große Empfehlung [1]).

Als ich 1925 auf mehrere Jahre nach Peking kam, war G. Clark dort Herausgeber der amerikanischen Zeitung „The Peking Leader", die durch ihre Chinafreundlichkeit, besonders in außenpolitischen Fragen, unter den ausländischen Zeitungen in China eine ganz besondere Stellung einnahm. Dreizehn Jahre versah G. Clark diesen wertvollen Posten, nachdem er vorher sieben Jahre lang an der Pekinger Reichsuniversität gelehrt und so noch das Ende der Kaiserzeit erlebt hatte. Seit 1930 ist er Berater für fernöstliche Angelegenheiten und Universitäts-Dozent in den Vereinigten Staaten Amerikas.

G. Clark gehört zu den, übrigens echt amerikanischen, praktischen Geistesmenschen. Er ist nicht Forscher und nicht Metaphysiker, auch nicht Sinologe. Was er über die chinesische Geschichte und Kultur der älteren Zeit schreibt, ist im Einzelnen oft anfechtbar, ungenau oder unrichtig. Aber darauf kommt es hier nicht so sehr an, umso weniger, als sich ja nur ein kleinerer Bruchteil des Buches mit den altertumsgeschichtlichen Grundlagen befaßt. Wenn diese Grundlagen dennoch in den großen Zügen lebendig vor unseren Augen erstehen, so verdanken wir dies dem genialen Blick G. Clarks für das Wesentliche und seinem bewußten Streben, die Erscheinungen und Ereignisse „in einer angemessenen Perspektive" zu betrachten, d. h. von einem Standpunkt aus, der sich einerseits über die Parteien erhebt — sein Buch behandelt ja die Auseinandersetzung der chinesischen mit den nichtchinesischen „Parteien" — und andrerseits eine Weltschau in größeren Raum- und Zeitmaßen gestattet, als wir sie zu üben pflegen. Ein Standpunkt, den zu erlangen eine glückliche Anlage gehört und den G. Clark bei seinem ungewöhnlich langen, ereignisreichen Aufenthalt in China erlangte, aber auch nur, weil er die Chinesen verstehen wollte. Darin liegt das große Ethos dieses Buches — das uns an das mahnende Vermächtnis William Martins erinnert: „Il faut comprendre la Chine ..."

Hätte G. Clark die Chinesen nicht so beharrlich verstehen wollen, so hätte er nicht so ausgezeichnete Betrachtungen über die Grundlagen der Autorität, die beherrschenden Gruppen und die Technik der Justiz in China schreiben, deren Wesen so zutreffend darstellen können. Im Gegensatz zum Abendland, wo das Individuum die Zelle des gesellschaftlich-staatlichen Körpers bildet, bilden in China verschiedene Gruppen, vor allem die Familie, die Sippe, dann die Berufs- und die Dorfgemeinschaft die Einheiten des gesellschaftlich-staatlichen Gefüges. Wohl

[1]) Grover Clark: „China am Ende? Fünf Jahrtausende chinesische Kultur, Gesellschaft, Religion, Politik und Wirtschaft". Deutsch von Dr. van Bebber. Mit Karten und Abbildungen. Leipzig, W. Goldmann Verlag, 1936.

ruhte die höchste Macht in den Händen des Kaisers, seiner Beamtenschaft und seines Heeres, aber der weitaus größte Teil der Macht war jenen Gruppen überlassen, die, wohl hierarchisch organisiert, doch geradezu „demokratisch" walteten — und in weitem Maße auch heute, unter der republikanischen Regierung, noch walten. Die „starke, alles durchdringende und tief in der Vergangenheit wurzelnde Kultur", vor allem aber die unschätzbare Kunst sozialer Anpassung, die die Träger dieser Kultur unentwegt gepflegt und ausgebildet haben, ist das Bindemittel jener Gruppen wie des chinesischen Reiches überhaupt und die große Kraft, dank welcher China alle Erschütterungen im Laufe seiner langen Geschichte überstanden hat. Die Berechtigung zur Autorität, in den Gruppen und in der Reichsherrschaft, verlieh nur der moralische Wert der Persönlichkeit, und wenn Unwürdige sich der Autorität bemächtigten, was ja auch in China oft genug vorkam, so hatte das Volk das moralische Recht, sich gegen sie aufzulehnen.

Das wohlwollende Verständnis, womit G. Clark die Chinesen betrachtet, macht ihn aber keineswegs blind für ihre Schwächen und Fehler. Das zeigt seine lange, vortreffliche Darstellung der ganzen Geschichte chinesisch-abendländischer Auseinandersetzungen. Zuerst die geradezu tragische Geschichte des gegenseitigen Überlegenheitsdünkels, der Jahrhunderte lang einen fruchtbaren friedlichen Verkehr ausschloß und zu dem gewaltsamen Einbruch der Abendländer in China führte. Dann die Geschichte der vielen Irrwege, die China beschritt, bis es endlich unter der gegenwärtigen Kuomintang-Regierung als neue Nation zu neuem Ansehen gelangen konnte. Und hierbei ist wiederum der so wichtige Teil dieser Geschichte, den G. Clark in China selbst miterlebte, besonders fesselnd und erschütternd geschildert.

In der Zeit seines Aufenthalts in China zeigen sich die verhängnisvollen Wirkungen des abendländischen Einflusses am stärksten, es ist die Zeit der weltanschaulichen Zersetzung, der übereifrigen Studentenpolitik, der sowjet-russischen Einmischung in die Landesleitung — wie wenig Aussicht der eigentliche, der Marxschen Ideologie getreue Kommunismus hat, in China zu gedeihen, legt G. Clark überzeugend bei der Schilderung der „Kommunistischen Republiken" in Südchina und deren Bekämpfung dar, Vorgänge, die er zwar nicht mehr selbst miterlebt hat, aber nach Berichten aus beiden Lagern ganz unparteiisch hat behandeln können. Ohne Zweifel wird die fortschreitende technische Modernisierung — Eisenbahnen, Autostraßen, Fabriken, Elektrizität, Radio — auch das soziologische und kulturelle Antlitz Chinas auf immer verändern. Daß aber China in den letzten Jahren die Krise des ungeheuren Ansturms der modernen abendländischen Zivilisation siegreich überstanden, ja daß es mit einem so starken Fieber auf diese Krise reagiert hat, beweist gerade seine Lebenskraft, die Lebenskraft seiner eigenen, in Jahrtausenden bewährten Kultur. Wohl wird China auf eine weitere Modernisierung nicht verzichten; aber das sind alles Dinge, die mit der eigentlichen Kultur wenig zu tun haben und verhältnismäßig leicht gelernt werden können.

Nach der langen Abmauerung gegen das Abendland und nach der fieberhaften Nacheiferung abendländischer Einrichtungen, Methoden und Anschauungen sucht heute der Chinese auch bewußt eine glückliche Vereinigung des guten Alten mit dem guten Neuen. G. Clark zeigt dies am Regierungssystem, im Rechtswesen, in der Wirtschaft. Schade, daß er nicht auch auf Synthesen hinweist, wie sie z. B. die neue Baukunst verwirklicht. Besonders vermisse ich, daß er mit keinem Wort die so bedeutungsvolle Bewegung „Neues Leben" erwähnt, die Tsiang Kai-Schek 1934 anließ und die sich rasch in ganz China verbreitete: das „Neue Leben" fußt auf vier uralten chinesischen Haupttugenden, die jedermann pflegen und den neuen Verhältnissen anpassen soll. Diese Tugenden wurzeln, wie die chinesische Weltanschauung und Kultur überhaupt, in der Natur, der Natur des menschlichen Geistes und Herzens und der Natur an und für sich und im weitesten Sinne. In dieser Naturverbundenheit liegt sicher die größte, die allein unversiegliche Kraftquelle des Chinesentums. Auch darauf hat der unmetaphysische, praktische Amerikaner nicht hingewiesen.

Obschon er also nicht bis in die tiefsten Gründe vordringt, hat G. Clark doch dank seinem warmen, beharrlichen Verstehen-Wollen und seiner genialen „angemessenen Perspektive" die wesentlichen, kultur- und gesellschaftbildenden Kräfte

des Chinesen erkannt. Wie wenige schildert er diese und ihre schicksalsschwere Begegnung mit dem Abendland lebendig und eindringlich. Und wohl wie keiner mahnt er, von berufener Warte, zu einsichtiger Verständigung mit China. Denn China ist tatsächlich nicht am Ende — auch heute nicht.

Hier einige der nachsinnenswerten Schlußbetrachtungen des weisen Mahners:

„Das 19. Jahrhundert ist in die Geschichte als die Epoche eingegangen, in der der Westen durch Waffengewalt die Vorherrschaft in der ganzen Welt an sich riß. Das 20. wird als das Jahrhundert gelten, in dem sich der Ferne Osten von der westlichen Vorherrschaft befreite. Er hat dies bereits in erheblichem Maße vollbracht. Was nun? . . .

China, die schöpferisch große Nation des Fernen Ostens, lernte durch vieltausendjährige Erfahrung, daß Vernunft und gegenseitige Anpassung die einzig gesunden Grundlagen für dauernd vorteilhafte menschliche Beziehungen sind. Chinesische Zivilisation, auf derartigem Fundament fußend, hat sich erhalten, während die Zivilisationen anderer Völker, die nur auf die Macht vertrauten, verschwunden sind . . .

In der alten Welt lebten die Nationen als einzellige Tierchen; selbst wenn eines das andere zerstörte, wurde der Rest wenig davon betroffen. Heute gleicht die Welt einem vielzelligen Organismus, durch den ein verästeltes Arteriengewebe läuft, das Lebensblut des Ganzen enthaltend. Verletzung eines Teils schädigt unvermeidlich alle übrigen . . .

In der Geschicklichkeit, die Dinge zu meistern, ist der Westen China überlegen; von der schwierigen Kunst, durch welche die Menschen als zivilisierte menschliche Wesen miteinander leben, versteht er viel weniger. China ist emsig bei der Arbeit, die Geschicklichkeit des Westens zu erlernen. Sollte der Westen nicht auch ein wenig bei China in die Lehre gehen? Er muß es. Denn sonst werden der Westen selbst und der wiederaufstehende Osten vereint in dem Zusammenprall der Gewalten und ehrgeizigen Ziele, die der Westen hervorgerufen hat, vernichtet werden."

Ed. Horst von Tscharner.

Kulturgeschichte

Sophokles.

Sophokles, König Oedipus. Neu verdeutscht von Emil Staiger. Furche-Verlag, Berlin.

Unlängst sprachen wir hier im Rahmen einer größern Auseinandersetzung mit Staiger davon, wie sehr sein Denken um den Begriff der Tragik kreist. Es ist infolgedessen nicht erstaunlich, daß er sich mit besonderer Liebe dem großen Urbild aller Tragik, dem Sophokleischen „Oedipus", zugewandt hat. Von seiner sorgfältigen und sprachschönen Verdeutschung sei hier noch besonders bemerkt, daß, wenn jemand dieselbe nicht ganz flüssig finden sollte, er davon Kenntnis nehmen möge, daß ihr Urheber mit Absicht „Synkopen, gegenrhythmische Takte" eingefügt hat, damit der deutsche Vers nicht „in glatte, schematische Monotonie falle", und um „der inneren Bewegung nachzukommen und die Biegsamkeit des antiken jambischen Trimeters zu erreichen". Das Nachwort ist sehr eindrücklich und wertvoll, in (wir sagen es mit Bedacht) wundervoller Sprache geschrieben und rührt an alles zum „Oedipus"-Problem Erwägensnotwendige aus Geschichte, Mythologie und allgemein menschlichen Bezirken. Aber es hütet sich, darin zu weit zu gehen, und läßt das Unsagbare unzergliedert.

Erich Brock.

Deutsche Kulturgeschichte.

Martin Rinck: „Götter und Jenseitsglauben der Germanen". Eugen Diederichs Verlag, Jena. 1937. 231 Seiten.

Mit reger Spannung greift, wer Rincks Werk von Wodan und germanischem Schicksalsglauben oder auch nur die in diesen Heften zerstreuten Aufsätze des Bas-

ters kennt, zu seinem neuen Buch. Die Zeit schreit nach ihm. Es schiene uns zwar nicht richtig, an eine Geburt solcher Untersuchungen erst seit Bachofen oder gar Klages zu glauben — schon die Brüder Grimm oder der viel zu wenig beachtete Görres, auch Creuzer, Savigny, K. O. Müller, Mannhardt, Rohde waren nicht zu verachten. Aber was vor einem Jahrhundert nur Sporn weniger Forscher und Traum einiger Romantiker blieb, scheint sich heute in Weite und Breite auszuwirken; Verleger und Leser bekümmern sich um Vorstellungen und Glaubensinhalte, seitdem Politiker sie den Dichtern abgelauscht haben. Wotan-Barbarossa im Kyffhäuser wie Venus im Hörselberg sind erwacht, und Grundlagen des 19. wandelten sich zum Mythos des 20. Jahrhunderts.

Ninck geht streng wissenschaftlich vor, bleibt aber lesbar und anregend für alle. In seiner Verarbeitung der Quellen dürfen wir zuverlässig den heute möglichen Stand seines Fachwissens begrüßen, und wir danken dem Forscher für manch neues Licht. Freilich, je öfter wir uns mit religionsgeschichtlichen Annahmen und Mythendeutungen befaßten, desto mehr erschien Wissenschaft Mythologie. Noch hat uns keiner der Gelehrten zu sagen vermocht, was Odin seinem toten Sohne Balder ins Ohr raunte. Beiläufig: die Hoffnung ist wohl aussichtslos, daß nicht jede neue Darstellung auch eine neue Schreibweise brächte? Fünf Abhandlungen liegen vor uns, jede 1937 im Bereich Dudens erschienen, jede auf die gleiche Quelle zurückgreifend oder es wenigstens behauptend; doch in jeder wechseln die Namen (Baldur, Baldr, Bilröst, Bifröst, Brynhild usw.; Ninck selbst sagt vorn „Doggele", im Verzeichnis richtig schweizerisch „Doggeli"). Ernster empfinden wir ein gewisses Auswählen der Hinweise. Gern wären wir z. B. Deußen und Dahn begegnet oder etwa L. v. Schroeder, der doch von der Weltesche Besonderes zu künden hatte. Die Beispiele für Entrücktheit, für das Eintreten der Heiligen Jungfrau für einen abwesenden Ritter usw. ließen sich stark vermehren; wo beginnt der wissenschaftliche Quellenwert der Erzählung eines Caesarius von Heisterbach und wo hört die Verwertbarkeit solcher auch von G. Keller als Legende behandelten Überlieferungen auf? Am meisten bedauern wir, daß die „Seelenkünder" von Carus bis Klages den Blick vor neueren Mythengestaltern verschließen. Nur Nietzsche und etwa Spitteler finden Gnade. Ninck sagt: „Unverkenntlich, wenn auch ihren Schöpfern kaum bewußt, fand die Lokigestalt zweimal in Hauptwerken des deutschen Schrifttums eine künstlerisch glänzende Wiederauferstehung, im Faust und im Zarathustra ..." — Ist es Unkenntnis oder Haß, was die geniale dritte Gestaltung, die nächstliegende und unverkenntlichste, hier verschweigen macht? — — Ja, ja! Nietzsche hat auch den Heinrich Köselitz als Großmeister der Musik vorgeschoben ... Und Klages kennt von jenem Anreger, ohne den heute nicht hundert Deutsche etwas von Wotan wüßten, geschweige ein Wotanbuch läsen, nur den „Wagnerrummel". Ecce homines!

Könnten wir diesen Einwand vergessen, wäre uns Nincks Werk eine herrliche, lebensprühende Darstellung des frühgermanischen Weltbilds, mit dem heute jeder sich ernstlich zu befassen das Recht und die Pflicht hat. Noch gibt es Berserker und Fylgien, noch hoffen Völker auf Iduna und Bragi, stärker als je braust Wotan über Wald und Feld. Karl Alfons Meyer.

Richard Benz: Die deutsche Romantik. Geschichte einer geistigen Bewegung. Verlag Philipp Reclam, jun., Leipzig. 1937. 487 Seiten.

Nicht das zeitlose Phänomen des Romantischen möchte Benz uns schildern, sondern die deutsche Romantik als Bewegung, deren Geschichte aus den zeitgenössischen Quellen erkannt wird. Da sich ihm die Romantik aber als eine totale Bewegung darstellt, die auf allen Kunst- und Geistgebieten, ja in allem Leben um ihre Macht gerungen hat, umgreift seine Schilderung nicht nur die Literatur, sondern auch Musik und Kunst, die Formen der Liebe und der Freundschaft, ja den gesamten Lebensstil. Ein bemerkenswertes Wissen gibt sich auf jeder Seite kund, ein Wissen, das offenbar keineswegs nur im Zettelkasten gesammelt wurde, sondern nach lebenslangem Umgang mit dem geliebten Stoff in beweglicher Ganzheit gegenwärtig ist. Der rein geschichtlichen Absicht treu, legt Benz ein besonderes Augenmerk auf eine genaue Chronologie. Wann treten die einzelnen Werke hervor? Welche Macht war ihnen beschieden? Was wurde erbaut und was wurde zerstört? Solche Fragen beschäftigen ihn, und wir wissen ihm großen Dank dafür, daß er

uns ständig vor dem allzu häufig begangenen Irrtum bewahrt, uns jeden Künstler schon auf seinem Gesamtwerk thronend und auf der Höhe seines Ruhmes vorzustellen. So selbstverständlich es auch sein sollte, wir sind doch oft erstaunt zu hören, in welch bescheidenem Maßstab viele gerade der bedeutendsten Geister ihrer Zeit erschienen sind, wie etwa Beethoven lange neben oder gar unter Reichhardt stand, wie der Literat den Schöpfer überflügelt und verdunkelt. Das Verdienst der Entdeckung wird damit ins rechte Licht gerückt, und den Kampf des Geistes mit dem Widerstand der stumpfen Welt erblicken wir als gewaltiges Schauspiel.

Freilich ist auch eine solche Darstellung nicht möglich ohne Deutung und ohne persönliche Neigung und Abneigung. Benz sieht sich denn doch genötigt zu sagen, was denn Romantik eigentlich sei. Und da sind wir denn erstaunt, Wackenroder als den Stifter der ganzen Bewegung gefeiert zu sehen, in eindrucksvollster Weise übrigens, die wohl kein Leser wieder vergißt. Wie kommt dem scheuen, unauffälligen Freund Tiecks solche Würde zu? Weil Richard Benz die Romantik von vornherein als totale Bewegung begreift, hält er sich an die Gestalt, in der das Ganze beisammen ist, Musik und Malerei und Poesie in der Einheit einer Stimmung, die er zwar zu schildern, aber nicht schärfer zu bestimmen wagt, wohlweislich, denn das zarte Gebilde könnte allzu leicht zerbrechen.

Wie man das Wesen der Romantik fasse, bleibt schließlich eine Frage zweckmäßiger Terminologie. Von Benz aus, der die Romantik vor allem als Kulturmacht darstellen will, ist die Erhebung Wackenroders zum großen Stifter wohl verständlich. An die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" läßt sich mancherlei anschließen: „Des Knaben Wunderhorn", die Bemühungen um die mittelalterliche Dichtung, die Boisserée'sche Sammlung, Mozarts Macht und die neue Musik, die Bachrenaissance, E. T. A. Hoffmann, dessen Begabung für alle drei Künste dem Ursprung wieder am nächsten kommt, aber auch ein Aufsatz wie Novalis' „Europa" mit allen Gefahren der Katholisierung, die er birgt; Abwege wie die Kunst der Nazarener, die ihr Deutschtum der römischen Formvollendung geopfert haben — und was dergleichen mehr sein mag.

Freilich, so hoch kann Wackenroders Erscheinung nicht gesteigert werden, daß Benz nicht notgedrungen viele schlechthin überragende Geister um der Einheit willen auf sein Niveau herunterdrücken müßte, so Kleist, von dessen eigentlichem Wesen kaum die Rede ist, oder Hölderlin, der ganz mit den Augen Bettinas angeschaut wird. Die im strengeren Sinne des Wortes geistigen Phänomene sind es, die Benz undurchsichtig bleiben, so fast die gesamte Philosophie. Wir glauben zu verstehen, warum. Weil Benz aus einer, man möchte sagen, musikalischen Liebe und Ergriffenheit von der Romantik spricht, aus einer Liebe, die der dem Erkennenden nötigen Distanz sehr oft entbehrt. Aus dieser Liebe heraus ist Benz auch blind für alle Gefahren, die das Romantische in sich selber birgt. Am Niedergang der Bewegung sollen äußere Ereignisse schuldig sein, biographische und politische Unglücksfälle, aber auf keinen Fall die von Goethe so scharf erkannte und vielleicht zu scharf verdammte Fragwürdigkeit der Bewegung an sich. Wir können im Einzelnen nicht zeigen, wie der Verfasser offensichtlich ein Scheitern als Tugend, ein Versagen als höhere Weisheit zu deuten versucht. Wir legen auch keinen Wert darauf, lehnen es vielmehr ab, der liebenden Überzeugung zu nahe zu treten, und freuen uns, daß auch heute noch Bücher erscheinen, die aus solcher Gläubigkeit, aus einer durchaus reinen Liebe geboren sind. Emil Staiger.

Allgemeines

Vom Traume.

Die Struktur des Traumes. Von Felix Mayer. Acta psychologica, Bd. 3, Heft 1. Haag, Martinus Nijhoff. 1937.

Nicht das Inhaltliche, Motivistische, sondern der Aufbau und die Form des Traumes bilden den Inhalt dieser interessanten Abhandlung. Der Verfasser findet eine Analogie zwischen der Gebärdensprache und dem Traumerlebnis: „Die Gebärde, gesehen als Übertragungsform des Wissens, steht zwischen dem anschaulichen Bild und dem begrifflichen Zeichen" ... „Man benimmt sich während des

tiefen Schlafes im Sinne der Gebärdensprache, und es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die Gebärdensprache eine der Hauptbedingungen ist, unter denen ein Tiefentraum entsteht." Die Voraussetzung für dieses Walten der Gebärdensprache erkennt der Verfasser in der Hemmung der Lautsprache (er spricht direkt von Aphasie). Dabei bleibt das Wissen um die mit der Lautsprache verknüpften, visuellen Bilder erhalten. Die Gebärdensprache des Traumes ist die Zwiesprache des träumenden Subjektes mit sich selbst. „Die „wortgelähmte" Bildschau und Gebärde des Tiefentraumes kommt dem Wesentlichen der Erscheinung näher als die Lautsprache."

Hieraus ergibt sich auch die Produktivität des Traumes. Abstrakte und konkrete Begriffe der Lautsprache werden zu gegenwärtigen Erlebnisbildern, die zu visuellen Bildern in Beziehung stehen. Infolge der Ausschaltung der Lautsprache bei gleichzeitigem Erhaltenbleiben der Erinnerungsbilder setzt die Gebärdensprache ein, das heißt das „Hinweisende" und das „Sich Gebärden".

Eine oberflächliche Schicht des Traumes, die beim Einschlafen und beim Wiedererwachen erreicht wird, entspricht einer Zone der Sprechbilder. Sie ist charakterisiert durch bildhafte Wortersindungen, doppelsinnige Vergleiche ꝛc. und erscheint nur bei nicht tiefem Schlaf. „Wahrscheinlich wird also in jenen Traumtiefen, in welchen die gebärdesprachliche Haltung vorherrscht, das der innersten Sphäre des Menschen zugehörige Seelengut bildhaft dargestellt, während die peripheren Schichten mehr den Einflüssen der jeweiligen Umwelt und den Zufallserlebnissen des Alltags unterliegen." — Im Tiefentraum herrscht die „pathische Subjekthaltung" vor, das heißt wir erkennen in den Dingen nur noch, was in uns selbst ist und was aus den Tiefen unserer Stimmung hervorgeht und worauf wir mit leidenschaftlichem Affekte gerichtet sind. Hier finden sich dann Analogien zum künstlerischen Schaffen und zu dem Wesen bestimmter Persönlichkeitstypen.

So anregend eine derartige Auffassung der Struktur des Traumes auch sein mag, so können wir doch nicht ganz mitgehen mit dem Verfasser, wenn er eine der wesentlichsten Bedingungen für das Zustandekommen des Traumerlebnisses in der Hemmung der Lautsprache allein sieht. Auch die Heranziehung von Begriffen der menschlichen Pathologie wie Aphasie und Apraxie scheint uns nicht besonders glücklich. Der eigentümliche Bewußtseinszustand des Traumes äußert sich nicht nur in der Hemmung der Sprache, sondern in einer Abschließung gegenüber sämtlichen Umwelteinflüssen, die Anlaß gibt zum Hervorbrechen aller instinktiven Regungen, also gewissermaßen zu einer Enthemmung der tieferen Schichten des seelischen Lebens, in welchen das Bildhafte vorherrscht. Letzteres ist aber doch vielleicht mehr Stimmung als Antrieb oder Handlung, wie sie sich in der Gebärde äußert.

W. H. v. Wyß.

Der Garten.

Guido Harbers. Der Wohngarten. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1937. 230 Seiten in 4°.

Das kürzlich in zweiter Auflage erschienene Buch von Guido Harbers über den Wohngarten ist eines der schönsten Gartenbücher, die ich kenne. Vor allem die im Verhältnis zum relativ billigen Preis (9 Mk. 50) sehr reiche illustrative Ausstattung muß hervorgehoben werden; auf gegen 500 mit kultiviertem Geschmack ausgewählten Bildern ziehen alle erdenklichen Typen von Wohngärten alter und neuer Zeit an uns vorüber. Der Text hält, was die Bilder versprechen. In kurzweiliger Art werden wir über die Prinzipien der Anlage eines Hausgartens aufgeklärt. Wir hören da allerhand über das Verhältnis des Gartens zur offenen Natur und zu seiner jeweiligen Umgebung, über die raumvergrößernde Wirkung eines schönen Ausblicks, über das Verhältnis des Gartenraums zum Haus und zum plastisch-körperlichen, durch Baum und Strauch gebildeten Rahmen, über die Verteilung von Licht und Schatten und vieles andere mehr. Auch die Pflanzen in den Zimmern und die Dachgärten werden nicht vergessen.

Ganz besonders habe ich es geschätzt, daß die alten historischen Gärten, die von manchen heute so gerne als etwas Überlebtes, nicht mehr zu uns Passendes angesehen werden, hier ein Wort mitreden dürfen. Aber nicht alle! Gerade von den in aller Welt berühmten Anlagen in Versailles, in Tivoli sehen wir nicht

ein einziges Bild; dafür aber werden uns Gartenanlagen vorgeführt, deren innere Stimmungswerte in Beziehung zu uns modernen Menschen treten können: intime Hofgärten in Spanien, Terrassengärten am Comer See.

Ein besonderer Vorzug des Buches soll noch genannt werden: es ist praktisch. Es nimmt auch auf jenen Rücksicht, dem nur ein bescheidenes Areal zur Verfügung steht und gibt eine Unmenge praktischer Ratschläge für die Anlage von Wegen und Treppen, Terrassen und Lauben, Tennisplätzen und Planschbecken. Vor allem aber werden wir aufs eingehendste über die für jeden Zweck und jede Lage passende Pflanzensorte orientiert; besonders reichhaltige Pflanzentabellen und Kostenvoranschläge bilden den Schluß des wertvollen Buches. S. Guyer.

Hans v. Berlepsch-Valendas †.

Wir erfahren bei Redaktionsschluß, daß unser treuer Mitarbeiter Hans von Berlepsch-Valendas nach schwerer Krankheit verschieden ist.

Sein tapferes Einstehen für die Grundsätze dieser Zeitschrift und die tiefe Menschlichkeit seines Wesens sichern ihm unser dankbares Andenken. Eine eingehende Würdigung der Arbeit des Verstorbenen folgt im nächsten Heft.

Die Schriftleitung der „Schweizer Monatshefte".

Bücher-Eingänge.

Auslanddeutschtum und evangelische Kirche. Jahrbuch 1937; Chr. Kaiser Verlag, München, 1938; 267 Seiten.

Beumelburg, Werner: Reich und Rom. Aus dem Zeitalter der Reformation. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. O., 1937; 436 Seiten, Preis RM. 7.60.

Bibliographie der Schriften und Vorträge von Prof. **Hermann Bächtold,** 1882—1934; herausgegeben von der Historischen Arbeitsgemeinschaft Basel, 1936.

Der Genius des Feldherrn. 10 Kriegsgeschichtl. Studien; herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften; Sanssouci Verlag, Potsdam, 1937; 284 Seiten.

Estaunié, Edouard: Der Fall Clapain. Roman; Paul Zsolnay Verlag, Berlin, 1938; 355 Seiten.

Güntert, H.: Altgermanischer Glaube nach Wesen und Grundlage; Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1937; 141 Seiten u. 24 Tafeln, Preis RM. 5.—.

v. Gablenz, Freiherr C. A.: D-Anoy bezwingt den Pamir; Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. O., 1937; 241 Seiten, Preis RM .4.80.

Heiligenthal, R.: Rasse und Wohnung in der großen Agglomeration; Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1937; 91 Seiten, Preis RM. 5.50.

Klein, Margarete: Stefan George als heldischer Dichter unserer Zeit; Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1938; 102 Seiten, Preis RM. 3.

Lüthi, Walter: Die kommende Kirche. Die Botschaft des Propheten Daniel; 10. Auflage; Verlag Friedrich Reinhardt, Basel, 1938; 159 Seiten.

Melzig, Herbert: Kamâl Atatürk. Untergang und Aufstieg der Türkei; Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., 1937; 305 Seiten, Preis RM. 6.80.

von Möller, Karl: Grenzwandern; Amalthea-Verlag, Wien IV, 1937; 302 Seiten, Preis RM. 3.60.

Müller, Johannes: Vom Geheimnis des Lebens. Erinnerungen. 1. Buch: Jugend und Sendung; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1937; 488 Seiten, Preis RM. 9.—.

Neumann, Gerhard: Saint Germain; Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938; 40 Seiten.

Paléologue, Maurice: Alexander I. Der rätselhafte Zar; Paul Neff Verlag, Berlin W. 35, 1937; 416 Seiten und 16 Bildtafeln.

Paulsen, Anna: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; Furche-Verlag, Berlin, 1938; 140 Seiten, Preis RM. 2.80.

Picht, Werner: Die Wandlungen des Kämpfers; Friedrich Vorwerk Verlag, Berlin, 1938; 182 Seiten, Preis geb. RM. 4.80.

Pult, C.: Rätoromanisch, unsere vierte Landessprache; Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 1938; 27 Seiten.

Rainer Maria Rilke's Duineser Elegien; Textdeutung von Werner Wolf; Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1937; 47 Seiten, Preis RM. 1.50.

Reemtsen, Reemt: Spanisch-deutsche Beziehungen zur Zeit des ersten Dreibundvertrages 1882—1887; Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin, 1938; 125 S.

de Reynold, G.: Contes et légendes de la Suisse héroïque; Payot & Co., Lausanne, 1937; 294 Seiten, Preis Fr. 4.—.

Schloms, Konrad: Die neuen und alten politischen Gruppen der Schweiz im Kampf um die Neugestaltung der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874; Universitätsverlag Robert Noske, Leipzig, 1937; 110 Seiten.

v. Schmidt-Pauli, Edgar: General v. Seeckt; Verlag Reimar Hobbing, Berlin, 1937; 204 Seiten, Preis Fr. 6.75.

Schmitz, Paul: All-Islam! Weltmacht von morgen? Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig O 5, 1937; 260 Seiten, Preis RM. 6.—.

Schneefuß, Walter: Österreich, Zerfall und Werden eines Staates; Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig O 5, 1937; 170 Seiten, Preis RM. 2.85.

Schnetzer, Rudolf: Der Weg der Sühne; 3. Auflage; Verlag Friedrich Reinhardt, Basel, 1938; 308 Seiten.

Schnetzer, Rudolf: Im Schatten der Gefahr; 4. Auflage; Verlag Friedrich Reinhardt, Basel, 1938; 325 Seiten.

v. Schulze-Gaevernitz, Gerhardt: Zur Wiedergeburt des Abendlandes; Edwin Runge Verlag, Berlin, 1934; 160 Seiten, Preis RM. 1.80.

Schwertenbach, Wolf: Kümmerli der Kleinbürger und andere Kurzgeschichten; Morgarten-Verlag A.-G., Zürich, 1937; 180 Seiten, Preis Fr. 3.80.

di Sermoneta, Vittoria Colonna: Erinnerungen an das alte Europa; Verlag H. Hugendubel, München, 1938; 296 Seiten.

Sir Austen Chamberlain; Englische Politik, Erinnerungen aus fünfzig Jahren; herausgegeben von Fritz Pick; Essener Verlagsanstalt G. m. b. H., Essen, 1938; 768 Seiten, Preis RM. 10.—.

Stokar, Willy: Vier Essais über Johannes von Müller und seine Geistesart; Rudolf Geering Verlag, Basel, 1937; 76 Seiten.

Strzygowski, J.: Geistige Umkehr. Indogermanische Gegenwartsstreifzüge eines Kunstforschers; 11. Band „Kultur und Sprache"; Verlag Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1938; 252 Seiten, Preis RM. 5.—, kartoniert.

Sulzer, Oscar: Spiegel der Zeit; Verlag A. Vogel, Winterthur, 1938; 160 Seiten, Preis Fr. 3.80.

Trevelyan, G. M.: Sir Edward Grey. Sein Leben und Werk; Essener Verlagsanstalt G. m. b. H., Essen, 1938; 503 Seiten, Preis RM. 8.—.

Varè, Daniele: Das Tor der glücklichen Sperlinge. Roman; Paul Zsolnay Verlag, Berlin, 1938; 346 Seiten.

Wagner, Josef: Die Preispolitik im Vierjahresplan; Verlag von Gustav Fischer, Jena, 1938; 18 Seiten.

Wirz, Otto: Rebellion der Liebe. Roman; Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach, 1937; 175 Seiten.

Wolbe, Eugen: Ferdinand I., der Begründer Großrumäniens; Verbano Verlag, Locarno, 1938; 316 Seiten, Preis Fr. 8.80.

Wolf, Heilig und **Görgen:** Österreich und die Reichsidee; Österreichischer Verlag für Kunst und Wissenschaft, Wien, 1938; 288 Seiten.

Zürcher Bürger- und Heimatbuch; herausgegeben im Auftrag des Erziehungsrates von Regierungsrat Dr. Karl Hafner; Verlag der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, 1938; 268 Seiten.

Inhalt des Februar-Heftes:

Walter Hildebrandt: Das rätoromanische Alpenvolk in Bewegung. — **Arthur Mojonnier:** Die Pensionskasse der Bundesbahnen und ihre Sanierungsproblematik. (I.). — **Politische Rundschau** durch Walter Hildebrandt und Jann von Sprecher.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

AKTUELLE NEUERSCHEINUNGEN:

Barth A., Romanische Köpfe geb. Fr. 9.55
Lebensbilder aus dem neuen Italien

Churchill W. S., Große Zeitgenossen geb. ca. 10.80
Aus der Fülle seiner polit. Erfahrungen gibt der Verfasser seine Erinnerungen und Begegnungen mit hervorragenden Persönlichkeiten bekannt

Rosenberg A., Demokratie und Sozialismus
Zur politischen Geschichte der letzten 150 Jahre geb. Fr. 11.50

Trotzki Leo, Stalins Verbrechen geb. Fr. 8.50
Eine flammende Anklage gegen den russischen Diktator

Buchhandlung Wegmann & Sauter Rennweg 28 Tel. 34 176 Zürich

„ZÜRICH" Unfall

Versicherungen:
Unfall, Haftpflicht
Kasko, Baugarantie
Einbruch - Diebstahl

„Zürich" Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich